„sola scriptura“ und die Neigung zum Katholizismus ebenso wie Patriotismus und ökumenischen Einsatz (man denke an Madeleine Barot, Dr. Akanu Ibiam, Josef Hromádka, John Foster Dulles und viele andere in ihrer je besonderen Art). Neben die menschlich einführende, aber auch emotionale Biographie Niemöllers von Dietmar Schmidt, die leider lange vergriffen ist, und die Kirchenkampfliteratur wird hier die Chronik für Niemöllers Rolle im Kirchenkampf gesetzt. Die Einleitung läßt zunächst befürchten, daß der Autor angesichts seiner faszinierenden Hauptgestalt die Proportionen verliert, was sich als unbegründet erweist. Niemöller wird sachlich eingeordnet, er ist ein bestimmender Faktor im politischen und kirchengeschichtlichen Spiel dieser Jahre. Aus dem teilweise neu erschlossenen Material und den Gesprächen mit Beteiligten entsteht ein dichtes Gewebe. Niemöllers „Unsicherheit in der Beurteilung der konfessionellen Frage“ (S. 384), die der Autor ihm vorwirft, betrifft seine Ablehnung des konfessionellen Luthertums, das in der Darstellung keine gute Figur macht; aber auch Niemöller selbst wird kritisch beurteilt (S. 379—81). Unparteiisch und leidenschaftslos spricht der Autor über eine vergangene Wirkung eines gegenwärtigen und noch immer aktiven Kirchenmannes. Auch die Probleme dieser Epoche sind keineswegs Vergangenheit — und schon gar nicht bewältigt. Ohne diese wissenschaftlich solide fundierte Untersuchung unangemessen aktualisieren zu wollen, sei nur auf einige zeitlose Probleme verwiesen: Viele offizielle kirchliche Entscheidungen waren persönlich oder rein kirchenpolitisch begründet, die Schriftgemäßheit war dann nicht mehr als ein Argument. Das Programm einer Nationalkirche stieß nicht nur der staatspolitischen Situation wegen, sondern vor allem als kirchlicher Überbau auf den Widerspruch der damit unterzuordnenden Institutionen. Der Staat könnte über die Finanz-

abteilungen, d. h. über die Verwaltung der Kirchensteuer, die Kirchen sehr schnell zum Einlenken zwingen. Der Druck von außen führte die Kirchen keineswegs zusammen, sondern schuf Tendenzen zu lehrmäßiger und taktisch bedingter Zersplitterung. Wer schriftbezogen handelt und zwischenkirchlich zu vermitteln sucht, ohne sich an die verfestigten kirchenpolitischen Strukturen zu halten, muß sich konfessionelle Unsicherheit vorwerfen lassen. Müssen wir nicht auch heute unser „Bekenntnis“ immer wieder an Christus und viel weniger an den Mächten der Kirche oder den ihnen verbundenen des Staates orientieren?

Walter Müller-Römheld

ÖKUMENISCHE IMPULSE

Walther Schmandt, Keine Angst vor Ökumene. Matthias-Grünewald-Verlag, Mainz 1972. 123 Seiten. Brosch. DM 9,80.

Hier geht ein aufgeschlossener, sachkundiger Fernsehredakteur — „geb. 1926 Lic. theol., Lic. phil. Promotion in Geschichte“ (Klappentext) — mit seiner, d. h. der „päpstlich-römisch-katholischen Kirche“ (S. 48 passim) energisch ins (ökumenische) Gericht. Mitunter gütig humorvoll oder auch ironisch spitz, immer aber kurzweilig und sehr deutlich bekommt die Institution die Leviten gelesen (daß hier auch protestantischer, ja gar ökumenischer Institutionalismus seinen gehörigen Teil abbekommt, dürfte kaum wundernehmen).

In aller nur wünschbaren Deutlichkeit zeigt Schmandt „das Ende des Konfessionalismus“ auf (vor allem S. 154 ff.), nennt er die Mischequerelen „eine verlorene Schlacht der Konfessionskirchen“ (S. 37), weist er nach, wie die kontroversen theologischen Fragen für Leben und Existenz der breiten Mehrheit unserer Zeitgenossen belanglos sind, sieht er